

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 40.

Dienstag, den 17. Februar.

1925.

Der „Blaue Reiter.“

(9. Fortsetzung.)

Roman von Otfried von Hankeln.

(Nachdruck verboten.)

„Nein, Herr Kommissar —“
„Kein Wort, ich habe jetzt die unumstößlichen Beweise, daß Sie der Täter sind.“

„Die können Sie nicht haben!“
Wenn dieser Ton nicht so überzeugend ehrlich geklungen hätte!

„Denner, wissen Sie, was ein Daumenabdruck zu besagen hat?“

„Gewiß, ich hab' ja erst vorhin einen geben müssen.“

„Wissen Sie, daß es nicht zwei Menschen auf der Welt gibt, bei denen die Linien des Daumens ganz gleich sind?“

„Ich habe davon gehört.“

„Was sagen Sie nun, wenn ich an dem Himmel des Schrankes, den der Eindrehler abgehoben hat, Ihren Daumenabdruck finde? Hübsch deutlich in Schwarz?“

Wieder geschah etwas Unerwartetes. Anstatt daß der „Blaue Reiter“ zerknirsch zusammenbrach, atmete er auf.

„Ach so, das ist möglich.“

„So gestehen Sie endlich?“

„Daß der Daumenabdruck am Schrank ist? Das ist erklärlich. Es sind erst etwa sechs Wochen her, da wurde der Schrank in die Kammer gestellt. Dabei habe ich geholfen. Und damals habe ich gerade mein Boot kalfateriert, darum hatte ich Leersfinger. Vielleicht möglich, daß da was drangeblieben ist und daß die Hanne es übersehen hat, wenn es etwa an der Hinterseite war, denn die habe ich damals fest an die Wand geschoben.“

„Das ist wahr?“

Denner lachte bitter.

„Dazu brauchen Sie kein Ehrenwort. Das weiß Frau Andrecht. Ich wüßte auch nicht, warum der Eindrehler gerade Leersfinger haben sollte, der wird doch nicht auch gerade ein Boot kalfateriert haben.“

„Ich kann es nicht verhindern, daß der Staatsanwalt jetzt die Sache bekommt. Ich werde versuchen, weiter zu tun, was ich kann.“

„Und meine Frau?“

„Ich hoffe, es erreichen zu können, daß sie entlassen wird.“

„Dann will ich ganz ruhig sein und noch eins. Sagen Sie ihr das von dem Spiel. Ich will sie nicht belügen, aber — sie soll mir nicht böse sein. Weiß Gott, jetzt muß ich's büßen.“

Wie Schlüter jetzt wieder über den Platz ging, war er neuerdings von Denners Unschuld überzeugt. Er traf jetzt Frau Andrecht.

„Sie erlauben ein Wort.“

„Bitte, Herr Doktor.“

„Hat eigentlich der Schrank immer an der Stelle gestanden?“

„Wo. Er war früher im Korridor, erst seit meine Gattin bei mir ist und ich oben das Zimmer für sie zurecht machen mußte, nahm ich den Schrank zu mir.“

„Wer hat ihn denn damals gerückt?“

Sie antwortete etwas zögernd.

„Das waren allerdings Denner und seine Frau. Sie hat nämlich auch Kiesenkräfte.“

„Wissen Sie das ganz genau?“
„Natürlich, er war noch ganz schmutzig, weil er gerade sein Boot teerte und hat mir den ganzen Schrank beschmutzt. Die Hanne hat tüchtig mit ihm gezankt.“

„Das freut mich.“

„Das freut Sie?“

„Daß er wirklich den Schrank gerückt hat, und daß Sie wissen, daß er Leersfinger hatte.“

„Ich verstehe nicht.“

„Heut' früh wäre es mir beinahe gegangen wie gestern Ihnen, ich hätte die ganze Welt anbrummen mögen.“

Er erzählte von dem Daumenabdruck.

„Da sehen Sie den Indizienbeweis.“

„Ich kann natürlich nicht hindern, daß der Staatsanwalt kommt. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Sache sich hinzieht, ich werde sogar fortreisen müssen.“

„Fortreisen?“

„Ich bin doch wegen einer anderen Sache hier. Schadet auch nichts. Ist ganz gut, wenn man glaubt, daß ich die Sache aufgebe. Manchmal nützt nichts mehr, um einen Verbrecher zur Strecke zu bringen, als daß man ihn glauben läßt, daß man von der Schuld eines anderen überzeugt ist. Denner ist vorbereitet, und seine Frau wird wohl entlassen werden. Sie können Sie ruhig aufnehmen, die ist sicher unschuldig.“

Gegen Mittag fuhr Schlüter, wie er gesagt, mit den Akten nach Burgbraunstein zum Staatsanwalt.

„Die Sache ist natürlich ganz klar, da können wir sofort das Hauptverfahren eröffnen.“

„Er leugnet.“

Der junge Staatsanwalt lachte.

„Berehrter Doktor, wenn nur der ein Schuft ist, der gesteht, und jeder unschuldig, der leugnet, dann wäre es für jeden Spitzbuben bequem.“

„Es liegt mir fern, in etwas hineinreden zu wollen, das nicht meines Amtes, Herr Staatsanwalt, aber — ich suche inzwischen nach anderen Spuren.“

Der Staatsanwalt lenkte ab.

„Und was denken Sie über den Fall Rühler?“

„Ich habe meine Untersuchungen noch nicht abgeschlossen und werde dem Herrn Staatsanwalt dann sofort berichten.“

„Ich bitte darum.“

Am Nachmittag, noch während Schlüter in Burgbraunstein war, wurde Denner auf telephonische Weisung des Staatsanwalts gefesselt auf einem Leiterwagen, wieder zwischen den beiden Gendarmen, nach Burgbraunstein gebracht und dort in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert, während Hanne vorläufig auf freien Fuß gesetzt wurde. Das hatte die Darstellung Schlüters zum wenigsten doch erreicht.

Sogar der Kommissar Wildermut war menschlich genug, sie erst zu entlassen, nachdem das Fuhrwerk mit Denner aus der Stadt war. Jetzt huschte sie über den Marktplatz und hatte das Umschlagetuch dicht vor das Gesicht geschlagen. Gut, daß es Mittag war und fast niemand auf der Straße.

Auch vor der Krone war im Augenblick der Platz

in der Glut der Sonne leer, wenn auch aus den geöffneten Fenstern des Gastzimmers das Sprechen der Essenden erklang. Hanne zögerte. Ihr hatte niemand mitgeteilt, daß Frau Andrecht die Wirtschaft weiter führte. Sie war so verschüchtert, so haltlos! Sie wußte nur das eine Furchtbare, was ihr an diesem Morgen vor ihrer Entlassung der Kommissar Wildermut gesagt hatte: Daß ihr Mann des Einbruchs überführt und zur Bestrafung an das Landgericht in Burgbraunstein abgeliefert sei. Er hatte sie gefragt, ob sie ihn noch einmal sehen wolle, um Abschied zu nehmen, aber sie hatte sich geweigert.

„Nein! Nein! Einen Dieb will ich nicht sehen!“
Jetzt stand sie im Gefühl ihrer Schande vor ihrem Hause.

Die Tür des Gastzimmers wurde geöffnet. In der Angst, daß einer der Gäste sie sehen konnte, huschte sie in den Hintereingang des Hauses, an der Küche vorüber und in das kleine Zimmer — da sah sie sich Frau Andrecht gegenüber.

Die Witwe stand aufrecht und streckte ihr ihre Hand entgegen. Laut aufweinend sank Hanne vor ihr in die Knie.

„Verzeihen Sie mir, Frau Andrecht.“
Das Gesicht der alten Frau wurde um einen Schatten ernster.

„Habe ich dir denn etwas zu verzeihen?“
„Die Schandel! Die Schandel!“

Frau Andrecht zog sie mit raschem Rud auf.
„Sieh mir ins Auge — gesteh' — ist es denn wahr? Hast du?“

Hanne weinte auf.
„Ja? So wahr Gott lebt — ich — Frau Andrecht — nein — nein —“

Sie war außer sich und die Frau beruhigte.
„Dann ist's ja gut, ich hab' es auch nicht geglaubt und — das Gerücht auch nicht!“

„Aber der Nidel! Wer hätte das gedacht! Daß er so schlecht ist! So grundslecht! Daß er so etwas tun konnte! Daß ich nun selber vor Scham und Schande vergehen muß.“

Frau Andrecht sah sie an und sagte ernst und ruhig:
„Hat er es denn getan?“
„Sie sagen es doch.“

„Hat er es dir gesagt?“
„Gewiß nicht, er ist ja zu feige. Er küßt noch, anstatt sich zu demüthigen.“

Frau Andrecht blickte ihr fest ins Auge.
„Hast du deinen Mann lieb?“

„Hätte ich ihn sonst genommen? Ich hatte es nicht nötig! Ich war ein hübsches Mädchen und erspart hatte ich auch was! Wenn ich ihn nicht lieb gehabt hätte! Aber das ist vorbei! Jetzt will ich ihn nicht mehr sehen! Einen Dieb! Einen Einbrecher! Nicht wahr, da kann ich mich scheiden lassen?“

„Sag' mal, Hanne, hast du ihn noch einmal gesehen seit der Stunde, da ihr verhaftet wurdet?“

„Nein.“
„Weißt du irgend etwas, was du den Gerichten verheimlicht hast, was gegen ihn spricht?“

„Gewiß nicht, sonst hätte ich's doch angeben müssen.“
„Der arme Nidel!“

„Der arme Nidel? Das sagen Sie, Frau Andrecht?“
Bedeutungsvoll hatte die alte Frau gesprochen, und Hanne sah sie erstaunt an.

„Wenn nicht einmal seine eigene Frau, die ihm seine geschworen hat, zu ihm hält in der Not?“
Sie verstand nicht.

„Aber — wenn er ein Verbrecher ist —“
„Steh mal, Hanne, ich liebe ihn nicht. Ich bin nicht sein Weib, aber ich kenne ihn seit sechs Jahren, die er mir diente, und glaube nicht an seine Schuld.“

Hanne stand mit groß aufgerissenen Augen und küßte atmender Brust.

„Sie — Frau Andrecht — Sie glauben nicht?“
„Ich hab' es vom ersten Augenblick an für unmöglich gehalten. Ich bin die Bestohlene, ich weiß sehr wohl, daß alles gegen ihn spricht, daß das Gerücht von seiner Schuld überzeugt ist, aber ich glaube es trotzdem nicht. Darum bin ich ja hier, damit der Gasthof weiter geht

und er seine Existenz nicht verliert. Darum hab' ich ja den Doktor Schlüter, den berühmten Kommissar aus Berlin, gebeten, seine Sache zu führen, damit seine Unschuld herauskommt.“

Hanne sagte noch immer nicht.
„Das haben Sie getan, Frau Andrecht? Wie gut Sie sind!“

Die Witwe schüttelte den Kopf.
„Das ist gar nicht gut. Ich halte nur einem Menschen, dem ich einmal vertraut habe, die Treue, bis ich weiß, daß er es nicht wert ist. Darum habe ich auch gewußt, daß du es nicht warst.“

Hanne stotterte fast.
„Ist — ist — ist es denn wirklich noch möglich, daß Nidel unschuldig ist?“

„Ich hoffe es und der Doktor Schlüter auch. Nur das Gerücht glaubt es nicht, die fremden, boshaften Menschen, die immer von jedem so gern nur das Schlechte annehmen und — seine eigene Frau, die ihm vorgezogen hat, daß sie ihn lieb hätte.“

Hanne weinte laut auf.
„Ich habe ihn doch lieb! Ich habe ihn doch so sehr lieb!“

Fortsetzung folgt.

Das Jahr 1925 in der Weltgeschichte.

Wenn wir das Jahr, in dem wir gegenwärtig leben, als das 1925. nach Christi Geburt bezeichnen, so nehmen wir das als eine feststehende Tatsache hin und sind uns nicht klar darüber, daß diese Zeitrechnung eigentlich ganz willkürlich ist. Artur Stenzel betont demgegenüber in einem Aufsatz der „Astronomischen Zeitschrift“, daß Jesus im Jahre 12 vor unserer Zeitrechnung geboren worden ist, und zwar auch nicht am 25. Dezember, sondern Mitte September. Wir leben also eigentlich im Jahre 1936 nach Christi Geburt. Die christliche Zeitrechnung, die jetzt die herrschende geworden ist, wurde von ihrem Schöpfer, dem römischen Abt Dionysius Exiguus um 11 Jahre zu spät angelegt. Auch die meisten anderen Weltären, die vorgeschlagen wurden, beruhen auf unklarer und willkürlichen Annahmen, wie auf der Rechnung nach der Erschaffung der Welt usw. Die wichtigste dieser Zeitrechnungen ist die von Joseph Scaliger 1629 aufgestellte Julianische Periode, die einen Jolius von 7980 julianischen Jahren umfaßt und am 1. Januar 4713 v. Chr. beginnt, so daß das Jahr 1925 dem Jahre 6638 der julianischen Periode entspricht. Die ebenfalls von Scaliger aufgestellte Weltära beginnt 3949 v. Chr., die Weltära des Petavius 3963 v. Chr. Auch die nach den Daten der Bibel und des Talmuds berechnete Weltära der Juden, die am 6. Oktober 3761 v. Chr. mit Adam anhebt und mit ihr 1925 ihr Jahr 5685/86 zählt, stimmt mit der Wirklichkeit nicht überein, ebensowenig die byzantinische Ära, die den 1. September 5509 v. Chr. zum Ausgangspunkt nimmt. Die christliche Ära hat mit der mohammedanischen, die nach der Hedschra, der Flucht des Propheten, beginnt, den Fehler gemein, daß sie mitten innerhalb der Weltgeschichte anhebt. Man muß daher die Jahre vor ihrer Epoche rückwärts zählen, so daß jedes einzelne vorchristliche Jahr ungeleert verläuft. Die meisten Mängel wollen die Weltrechnungen abheben, die von der sogenannten Erschaffung der Welt oder von der des ersten Menschen, Adam, ausgehen. Die Angaben der Bibel bieten aber keine sichere Grundlage. Deshalb erachtet es Stenzel richtiger, die Weltrechnung von der Sintflut an zu datieren, die den Hauptwendepunkt im Dasein der Menschheit darstellt und sich daher zum Ausgangspunkt einer natürlichen Weltära eignet. In den heiligen Schriften der Juden, von Beden, wird das jetzige eiserne Zeitalter, das Kalisuga, von der bei einer Zusammenkunft aller Planeten geschehenen Neuordnung der Dinge im Jahre 3102 v. Chr. datiert. Diese Epoche der Sintflut und Neuschöpfung der Welt vollzog sich aber, so weit sich gegenwärtig feststellen läßt, im Jahre 3833 v. Chr. Danach wären also im Jahre 1925 seit der Sintflut, mit der das gegenwärtige Zeitalter begann, 5257 Jahre verfloßen.

Ball-Vorpiel.

Von Julius Kreis.

Im Mischladi der Frau Veronika Stanghofer hängt seit bald hundert Jahren ein Panzerrüstschilde: „Masken-Gartröbe - Verlesbarhaft. Kostime, Graf und Domino zu kullanten Preis.“ Aber eine wacklige Stiege geht es hinauf in ein kleines niederes Zimmer. Da riecht's nach Kampfer, Petroleum, Schmirsel, Walzstasse, Raben, Wellenparfüm und Limburger. Ein Sonnenstrahl legt einen breiten glänzenden und leuchtenden Staubballen durch den Raum und auf einem langen Tisch ausgebreitet liegen die Kostime in bunten, farbiger Herrlichkeit. Ein dicker grauer Raucher hat sich gerade auf einem Kofotokofim wieder bequem gemacht und lüchelt sich wohlhin hinein, voll lauterer Träume über amourose Kofotokofim von kleinen süßen Marquillen und verwegenen Kavallieren.

Kater! Das Wieder trug gestern die süße kleine Marquise Staff Borhogner, Kocherl beim Kommerzienrat Kaiserbach — Staff Borhogner, einen Meter und sieben Achtel hoch — einen Zentner sechs Achtel schwer — indem sie gestern auf der Redutt war wie ein Kogaogo, denn das Kogaogo hat ihr damals am gnädigen Fräul'n so gut gefallen, daß sie sich gelagert hat: Staff, so geht auch! Und weil auch grad ihre weißen Spangenschub so gut dazu gepaßt haben, und der Straußfederfächer, den sie an Weihnachten im Glücksbafen gewonnen hat. Ihr Schorschl freilich ist als Coasbua gekommen, nicht als leidener Kavaller — aber dafür ist auch Malchara, und in der „Blauen Gans“ ist es bei den Kostümfesten nicht so streng wie anderwärts, wo man sich sogar im Still der Zeit schmeuzen soll. Die Staff hat sich als Kokotodame glänzend bewährt. Das hübsche Grazie, das vielleicht noch fehlte, wurde ausgeglichen durch stramme Haltung, und wenn die Taille nicht gar so eng gewesen wäre, dann hätte die Staff ein ungeprübtes Fest gehabt. Der Schorschl hat ihr immer wieder die aufgesprungenen Druckknöpfe am Rücken wieder zumachen müssen. Und nur das hat bisweilen den Schwung der Festfreude ein bißchen gehemmt. „Drud pet a so!“ hat die Staff immer wieder beim Fräul'dreher sagen müssen. „Meine Knopf, Schorschl! Drud net a so!“

„Dats Cabna dann a fall'n, Fräul'n Staff?“ fragt die Frau Stanghofer.

„Grobartig war's!“ sagt die Staff. Einfach grobartig! Gehst du nicht über a schönes Kostüm. De Sockleden warn sei scho drin, Frau Stanghofer. Net das moana, i war a so! — Aber des woach i, daß i des nächste mol a weibe Barud'n aufsetz' dazua! Mir is allaweil beim Tanzen der weibe Zopf aufganga.“

„No, wenns an nur net verlor'n ham“, sagt die Stanghoferin, „als wias neull an Zimmerfräulein von der Frau Kurabichler ganga is. Naha hat'n d' Musi ausblat'n miass'n. Ds Blamisch!“

Das Wasserbadl vom Café Greibl erscheint. „Sie, Frau Stanghofer, i brauchat was Indisch's — ham S' nix? Willens, i seh am Montag als Maharadschin, und a bißl was löst ma halt doch ostag'n.“

Die Kolerl rollt ihre schwarzen Augen schon ganz hindostanisch, und wenn's an ihr liegt; sie will den Münchner Faschingsmännern den Unterraum des Abendlandes so angenehm wie möglich machen.

Die unermüdbliche und ständige Frau Stanghofer hat schon was für das Kolerl. Sie bringt eine rote Juadenhose, einen blauen Schleier und einen Turban her, dazu einen braunen Meraner Janker. „So, Fräul'n Kolerl, ds was n St o — da wenns d' Mannsbilder ganz narrisch mache in dem Kostüm!“

„A Reiber aberat halt auf den Turban nauf“, meint das Kolerl.

„Wern ma a lei ham!“ Die Stanghoferin trennt mit ihrem Schnitt von einem Wadersbergerhut ein paar Federn ab. „So, ischt schauts aus wie a Reiber. Ds kennst in dem Gewertel loa Mensh, Fräul'n Kolerl.“

„Als was geht an Cabna Bräutigam?“

„Der geht als Stoatragar!“

„Dat er sei Sach scho beinand?“

„A mei, des hat er a so scho alles.“

„Also recht vui Vergügn'n, Fräul'n Kolerl, un geb'n S' sei obacht: ds Mannsbildn san ja sovui schlecht!“

Herein kommt der Herr Supernumerar Alois Gillingar und steht sich durch den dicken Zwider, der, wie ein Hund an der Kette, an einer schwarzen Schnur hinterm Obr angehängt ist — bestremdet im Raum um. Er muß von weitem wegen, weil er doch Schriftführer vom Sparverein „Die Buxler“ ist, einen Abend lang dionysisch sein. Er kann sich lana nicht zu einem Kostüm entschließen — im Oberlandlergewand, da friert ihn zu viel an die Knie, und ein Zigeunergewand war schon recht, aber er kann eigentlich nicht tanzen, und ein Zigeuner verpöndelt eigentlich zu einem ausschweifenden Lebenswandel, dem Gillingar abbold ist. Schließlich entschließt er sich — nachdem er sich vor dem Spiegel als Bage nicht recht gut gefallen — zu einem Bierkostüm.

Wie ihm aber das lodere Sündenkleid über die Glieder wallt, da wacht in ihm der Faschingsteufel auf, und er denkt einen Augenblick an eine heimliche Redutt mit Abenteuerern und so, aber da fällt ihm noch rechtsseitig seine Frau Amalie ein, und er beschließt, auch fürderhin innerhalb ihres Gesichtsfeldes seine Faschingsorgien zu feiern. Er wird nicht schuld sein, wenn München in den Ruf einer lasterhaften Stadt kommt. Er wird aber auch als Bierrot den Stachel nicht vermeiden, daß er noch fünf Jahre bis zur Klasse 7 der Rang- und Gehaltsordnung hinwarten muß.

Nach ihm kommt ein wohlgenährter, etwas provinzieller Wiedermann mit einer schwarzledernen Kesselfalche, etwa Frau, Stadtrat und Kirchenpfleischatsmitglied, schwerer, gesunder Schlag. Guat beinand mitm G'ital und an G'wand. Er steht sich tischernd im Raum um, ein bißchen verlegen, und hat dann, er braucht einen Grad. Er müßte zu einer Dohseti morgen und es dürfte schon etwas Belleres sein.

„Ja“, sagt die Stanghoferin, „da hätt i was ganz Ausgezeichnetes für Cabna Frau! Et Knopf'n d'ersa S' n halt pet. — Den nehma d' Herr allaweil auf'n Bal paré s' leida.“ — Du bist erlanni, alter Sünder!

Da hat er dabem nur Bräut'm gesagt: Mit dem Blutsfreischauschuß! Der ma schon wieda zwoa Tag in Stadt neh' lach'n und sei Bett vaboda! — Do will'n a nix Belleres als allweil Ausschustungsa! — Schon leit drei Wochen — so

oft er in den Zeitungen die Anzeige liest — druckts ihm Bal paré! — Als junger Weihenstephaner Student hat er ihn einmal mitgemacht. Er ist ihm in der denkbar besten Erinnerung. . . . Also fährt er hat in Gottesnamen in den Kreisauschuß!

Der Grad ist: prall und rund und schön! Ein bißchen eng ist er um die Brust, aber dafür liegt er um die Taille in malerischem Faltenwurf. Die Armeel wiegeln ein bißchen.

„Ds sieht ma in dem Gewertel net“, sagt die Stanghoferin.

Um dieselbe Zeit probiert beim ersten Schneider der junge Bräut'm, der in München studienfessener und anderer Weise sich aufhält, den Grad. Beim Bal paré soll er ein wenig weicht werden. Der junge Bräut'm ist ganz Gent, glatträusert, kurzer Scheitel, Monotel in dem feinen alpbayerischen Bauerngesicht. — Wie aut milkte ein runder Samtbut auf den Kopf dossen! Keim — ein Chapeau cloaque muß es sein! Der Bal paré wint!

Wenn der Vater mit dem Sobne,
Auf dem Rindloch der Kanons . . .

Apachen.

Von Alexander v. Gleichen-Ruhwurm.

In vielen Sprachen ist das Wort „Apachen“ gekannt, ja ein Modewort, und seine Entstehung zu verfolgen scheint mir nicht ohne Netz. Mit angenehmem Grinsen werden Apachentänze nachgemacht und bewundert, das hübsche, fest gekämmte Haar der Frauen, eine ausgesprochene Apachenhaartracht, ist salonfähig, das harte Tuch lose um den Hals geschlungen, wie es die Pariser Apachen tragen, gilt als besonderes Kennzeichen moderner Schick.

Apachen, männlich und weiblich, haben ihre eigene Romantik, die Triumphe feiert im Film und Kriminalroman, und das Wort selbst ist im Beariff, von der französischen Akademie in den offiziellen Sprachbuch aufgenommen zu werden. Als dies in feierlicher Sitzung vorgeschlagen wurde, bekannten sich einige alte Journalisten als Väter des Findlings und erinnerten sich, wie sie das Wort in die Sprache gebracht, das nun in ganz Europa gebräuchlich ist.

Es geschah vor mehr als 30 Jahren, als die Welt im übrigen friedlich und nicht sensationell gestimmt war, als die Zeitungen noch keine ständige Rubrik von Auto- und Flugzeugunfällen führten, als der Sport noch nicht allgem. mein als Lebensinteresse fesselte. Man kritisierte sich mühsam durch den Sommer mit den gewöhnlichen Unglücksfällen und selbst die Natur bot wenig spannende Katastrophen. Da erwachte die Sehnsucht nach Sensation, die Indianergeschichten, die man als Knabe gelesen, lupten weiter in der Phantastikphantastik aufgeweckt wurden die Taten von Pariser Spionbuben, die sich durch Reibet und Erfindungsgeabe auszeichneten, nachzähl, und die Banden, die sich in der Wildnis der Pariser Vorstädte umhertrieben, mit Namen bekannter Indianerstämme besetzt. Die Zeitungen hatten eine neue fesselnde Rubrik.

Die eigentlichen Apachen waren noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein kriegerischer Stamm Neu-Mexikos aus der Gegend von Arizona, der seine Selbstständigkeit lange Zeit leidenschaftlich verteidigte, bis um 1880 ein General mit Mühe ihrer Herr wurde. Die Hinter und Schliche, die Verwegenheit und Grausamkeit der Pariser Straßenhelden Manda, Geca und des schönen, berüchtigten Apachenweibes Casaque d'or, die nachlässigerweise ihr Wesen trieben mit jenen Indianern zu vergleichen, war eine journalistische Eingebung von großem Erfolg. Der bekannte Polizeipräsident Lepine fins das Wort auf, das von da an jene eigentümlichen Räuber und Abenteurer bezeichnete, die zum nächtlichen Paris gehören.

Victor Hugo, der diese Leute im Roman „Les Misérables“ klassisch beschrieben hatte, faugte diesen Ausdruck noch nicht, sondern brachte nur veraltene Bezeichnungen, die sie sich selbst in ihrem Rotwelsch gaben, und schrieb eine tiefgründige Studie über dieses Rotwelsch, die heutige Apachenprache.

Wie manch gefallene Frau von der Sehnsucht bezaubert ist, in die bürgerliche Existenz zurückzukehren, so scheint dieser Traum zuweilen auch von Apachen geträumt zu werden. Eine merkwürdige Gerichtsverhandlung hat dies kürzlich bewiesen. Ein dem Zuchthaus entprungener Apache beugte sich genau wie Jean Valjean, der Held in Victor Hugos Roman, ein zum Edelmut bekehrter Sträfling. Er hatte unter falschem Namen sein Dasein neu als Arbeiter leben auf, hatte Erfolg, kam zu Ehren und Würden gekleidet als Wohlthäter leiner Stadt. Als die Sache auffam und von den Geschworenen verhandelt wurde, beantragte man den so gründlich bekehrten Apache — vielleicht in Erinnerung an den Dichter. Eine berüchtigte Apachein besserte sich nicht nur selbst, sondern widmete Leben und erworbenes Vermögen zur Beförderung in den früher von ihrer Reibet beherzten Kreisen. Sie fand jedoch einen tragischen Tod, denn man hielt sie in ihrer alten Umgebung für eine Agentin der Polizei.

Das Wort „Apache“ aber, das den Ceregis hat, Ban. bitten zu bezeichnen, die nicht ohne Romantik sind, ja eigentlich „edle Räuber“, ist mit dem 20. Jahrhundert in die französische offizielle Sprache aufgenommen, wie so mancher Findling aus aller Herren Ländern.



Wie lüftet man ein Krankenzimmer?

Licht und Luft — sie sind schon für den gesunden Menschen unbedingte Erfordernis, will er nicht an seiner Gesundheit Schaden leiden und man kann wohl sagen, daß wer dafür sorgt, daß seine Zimmer, insbesondere das Schlafzimmer, immer gründlich gelüftet werden, und wer wenigstens ein paar Stunden am Tage an frischer Luft und in der Sonne zubringt, das Opfer, das er dabei an Zeit und Mühe bringt, irgendmal durch ein besseres Befinden und durch gesparte Anstrengungen wiedervergolten bekommt. Noch mehr gilt es aber, diese Hilfskräfte der menschlichen Gesundheit mit heranzuziehen, wo ein kranker Körper noch mehr als ein gesunder der Unterstützung bedarf, weil er in dem geschwächten Zustande nicht genügend Widerstandskraft besitzt, um sich selbst zu helfen. Es ist darum eine der Hauptforderungen einer rationellen Krankenpflege, das Zimmer, in dem der Kranke liegt, in regelmäßigen Zeitabständen gut zu lüften. Man verhilft dadurch dem Kranken zu einer schnelleren Genesung. Aber auch im Interesse des Biologieprofessors muß die Forderung einer genügenden Luftzufuhr erhoben werden; denn sie sind der Infektionsgefahr viel mehr ausgesetzt, wenn die Infektionsbasillen nicht aus dem Zimmer entfernt werden.

Aus dem Gesagten ergibt sich schon, daß alle Erleichterungen, die man anzuwenden pflegt, um die verbrauchte Luft erträglicher zu machen, wie Räuchern und Verleugungen von wohlriechendem Wasser, im Grunde genommen nichts nützen. Sie vermögen wohl für den Augenblick unseren Geduldsnerven wohlzutun, aber niemals können sie den so sehr kostbaren Sauerstoffgehalt der Luft ersetzen. Hier hilft eben nur: Fenster öffnen, frische Luft von draußen hereinlassen. Freilich ist hier Vorsicht und ein sachgemäßes Vorgehen am Platze; denn man darf nicht vergessen, daß der durch die Krankheit geschwächte Organismus wenig widerstandsfähig ist und leicht durch eine Erkältung schweres Unheil anrichten kann. Besonders in der Winterszeit, aber auch im Herbst und Frühling muß man hier sehr vorsichtig vorgehen. Man wird am besten um das Bett des Kranken eine iranische Wand aufstellen und ihn während das Fenster offen steht, gut zudecken (am besten dreite man auch über den Kopf eine Decke). Auch achte man darauf, daß er nur durch die Nase atme und nicht drehe. Man soll auch das Fenster nicht zu lange offen lassen; lieber wiederhole man die Prozedur des Lüftens mehrmals. Es empfiehlt sich nach jeder Mahlzeit und nach jedem Stuhlgang des Kranken einen Luftzug durch das Zimmer gehen zu lassen. Sehr gefährlich ist für den Kranken jeder Zugwind und vor ihm muß er auf alle Fälle geschützt werden. Das gilt auch für den Sommer; sonst kann man aber während der warmen Jahreszeit das Fenster des Krankenzimmers Tag und Nacht offen stehen lassen.

Man kann übrigens durch geeignete Maßnahmen auch dazu beitragen, daß die Luft im Krankenzimmer nicht zu schnell verbraucht wird: alle Speisereste sind sofort aus ihm zu entfernen. Auf keinen Fall sollte man im Krankenzimmer Wäsche waschen und trocknen; auch nichts im Ofenrohr wärmen. Auch beim täglichen Reinmachen des Zimmers, das am besten vorgenommen wird, wenn das Fenster aufsteht, Sorge man dafür, daß nicht zu viel Staub aufgewirbelt wird. Lücher dürfen niemals im Zimmer ausgestaubt werden.

Verjüngung der Frauen.

Wissenschaftliche Methoden, die entkündene Jugend zurückzuführen vermögen, haben uns in den letzten Jahren in Aufregung gehalten. Prof. Steinach ist wohl derjenige Gelehrte, von dem am meisten gesprochen wurde. Was ist erstrebenswerter, als jung zu bleiben — ein alternder Mensch ist stets eine lästige Erscheinung. Und wenn auch dies geschrieben wird zum Troste als: „In Ehren grau werden“ und es gibt auch sympathische alte Frauen, wenn das Herz nur jung ist“ usw., so ist dies alles nur schwacher Trost. Das Schöne ist und bleibt die Jugend.

Daher ist es begreiflich, daß Prof. Steinach viele Anhänger fand. In Paris ist Professor Boronew ebenso populär geworden durch seine Affendrüsen-Übertragung; die Tagespresse hat über beide Arten von Verjüngungsverfahren sich sehr geärgert. Es waren stets Männer, welche die Artikel verfaßt hatten, daher brauchen wir Frauen uns nicht zu wundern, daß diese beiden Methoden nur für Männer in Frage kommen.

Was wird aus uns Frauen? Ist schon ein alternder Mann eine lästige Erscheinung, so ist eine alte Frau eine Katastrophe. Endlich ist nun auch für die Frau eine Verjüngungsmethode entdeckt worden. Professor Saworski in Paris bringt uns Frauen die Jugend zurück. Es handelt sich um Bluttransfusionen, die bei der alternden Frau gemacht werden. Madame Colette, eine berühmte Schriftstellerin, soll in Paris den Anfang gemacht haben, sich verjüngen zu lassen. Diese glückliche Dame hat bemerkt, daß ihre Spann-

kraft nachließ und sie nahm ihre Zuflucht zu Prof. Saworski, der ihr ausgab, sich zwei Deziliter Blut von einem frischen Bauernmüdel zu beschaffen. Ganz einfach soll dies nicht gewesen sein. Endlich ist es Madame Colette aber doch gelungen, für 10 000 Franken die zwei Deziliter Blut zu erhalten.

Der Erfolg soll überraschend gewesen sein. Die Presse berichtet, daß Madame Colette sich wieder frisch und gesund fühlen soll und sogar ihre Gefühle für Männer lassen neu belebt sein, so daß sie in wenigen Wochen sich wieder vermählen wird. Die Kunde von der zurückverlangenden Jugend wird eine große Umwälzung in der Frauenwelt hervorrufen!!!

Frau Dr. Thea Sutoris.

Das Tragen von Schmuckstücken.

Kostbarer Schmud — welche Frau hätte kein Verlangen danach — zu passender Gelegenheit und am passenden Orte getragen, dient außerordentlich zur Hebung der Schönheit seiner Trägerin. Bliende Edelsteine am eleganten Ballkleide wirken wie die Lichtreflexe auf einem Gemälde, sind also eigentlich unentbehrlich dafür. Aber wie unterschiedlich können schmuckbehangene Frauen wirken!

Wo sich bei tener schönen und imposanten Erscheinung der Schmud in die ganze Aufmachung höchst unauffällig einfügt, paßt er zu einer andern wie die Faust aufs Auge. Eines schied sich eben nicht für alle. Hier muß ein ästhetisch gebildeter Geschmack entscheiden, aber merkwürdigerweise gibt es unter sonst feinfühligem Frauen genug, deren ästhetisches Empfinden gerade beim Schmuckanlegen versagt. Sie behängen sich mit einer ungläublichen Fülle von Schmuckstücken. Die meisten, um zu zeigen, daß sie ihn besitzen, daß sie reich sind und ebenso viel oder mehr als andere haben. Viele, weil sie denken, ihre Schönheit nur dadurch zu heben, und einige gedankenlos, weil es andere machen, aus Gewohnheit.

Alle diese Beweggründe dürften unmerklich ästhetischem Empfinden entspringen. Die Persönlichkeit soll niemals von aufrichtigen Zuthaten zurückgedrängt werden. Es lassen sich eben keine bestimmte Regeln über das Tragen von Schmuckstücken festsetzen, aber im allgemeinen darf man wohl sagen, daß kostbares Schmuckstücke nur zur großen Toilette angelegt werden sollte. Im täglichen Leben, auf einer Zehn-Mark-Note oder gar einem einfachen Hauskleide Schmud von Wert zu tragen, ist eine der größten und leider verbreitetsten Geschmacklosigkeiten.

Der runde Tisch.

In der fürchterlichen Übergangszeit, in der das Tischlergewerbe uns verurteilte, in einem geleimten, gepreßten, geflechteten, tournierten Renaissance-Möbelstall zu leben, dessen Dekorzeichen der unvermeidliche Milchelaufwasch und die zwei geradezu Gefäß gewordenen stilisierten Tannenastel bildeten, in dieser gottlos überwundenen Zeit hatte man uns auch den runden Tisch genommen. Es war Vorschrift, daß man an dem billardähnlichen Auslehtisch saße. Dieses Möbel bildete die Keimform der sich ins Ungeheure hebenden Sublimums- und Hochzeitstapel, an der man der Blumenauflage wegen nicht einmal sein Gegenüber sehen konnte, im übrigen nur die beiden Nachbarn, von denen man aber den einen beleidigte, wenn man sich dem andern zuwandte.

Wie anders der runde Tisch. Man bildet an ihm mit seinem Nebenmann nicht eine Enklave, sondern jeder gehört allen man sieht alle Tafelgenossen, kann jederzeit an jeden das Wort richten, die Unterhaltung wird allgemein geführt, sie bekommt dadurch mehr Lebendigkeit, mehr Temperament. Zu dem runden Tisch gehört auch der runde Lichtkreis der runde gefärbte Lampe. Und als allernotwendigste Zutat: die runde gefärbte Decke.

Ist es nicht ungeheuerlich, daß wir ein paar Jahrzehnte lang die etwa noch vorhandenen runden Tische mit vieredigen Decken bedeckt haben? Die selbstverständliche Forderung für den alltäglichen Gebrauch hat die ganze lange Zeit über kaum einer der Herren Fabrikanten erfüllt. Und wir haben es uns ruhig gefallen lassen, haben gumuttig an den vier Stöcken, die niemals gleichmäßig herabhinagen, sondern immer sich verwickelten, hin- und hergezogen und es ist uns nicht eingfallen, in den runden Decken Ersatz zu fordern. Heute kehren sie die Webereien im Engrosfabrikbetrieb in allen Größen und Güten und Ausführungen.

Wir können unsere Wohnung jetzt sehr behaglich machen. Nur ein bisschen Geld und reichlich eigenen Geschmack besitzt, kann sich heute sein Heim sehr traumlich herrichten. Und er braucht nicht jedes Stück einzeln in Bestellung zu geben, um der Dusenware auszuweichen, sondern die großen Kunstmöbelfabriken bieten gegenwärtig für jede Größe eine reiche Auswahl gediegener Arbeit und künstlerischer Formen.